GENDER OPEN REPOSITORIUM

Wie viel Feminismus soll es sein? Friedens- und Konfliktforschung zwischen feministischer Theorie, Gender und Mainstream

Engels, Bettina; Gayer, Corinna

2011

https://doi.org/10.25595/3273

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Engels, Bettina; Gayer, Corinna: *Wie viel Feminismus soll es sein? Friedens- und Konfliktforschung zwischen feministischer Theorie, Gender und Mainstream*, in: Femina politica : Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft, Jg. 20 (2011) Nr: 1, 30–44. DOI: https://doi.org/10.25595/3273.

GenderOpen – Repositorium für die Geschlechterforschung: www.genderopen.de

FREIE UNIVERSITÄT BERLIN

HUMBOLDT-UNIVERSITÄT ZU BERLIN

Wie viel Feminismus soll es sein?

Friedens- und Konfliktforschung zwischen feministischer Theorie, Gender und Mainstream

BETTINA ENGELS. CORINNA GAYER

Gender ist im Mainstream der Friedens- und Konfliktforschung angekommen. Diese Beobachtung mag insofern überraschen, als die meisten Überblicksbeiträge zu Geschlechterperspektiven auf Sicherheit, Krieg und Frieden mit der Feststellung beginnen, feministische Ansätze stellten in der Friedens- und Konfliktforschung eine „Randerscheinung" (Wisotzki 2005, 111) dar, die Disziplin sei „unverändert auf beiden Augen genderblind" (Engels 2008, 1). Anders als andere kritische „Randerscheinungen" wie neogramscianische oder postkoloniale Theorieansätze erfahren feministische Perspektiven seit einigen Jahren zumindest „punktuell" Interesse seitens des Mainstream/Malestream[1] der Friedens- und Konfliktforschung (Clasen/Zwingel 2009, 128). In den meisten der für die Disziplin relevanten Fachzeitschriften erscheinen inzwischen in regelmäßigen Abständen Beiträge aus der gendersensiblen Forschung, und fast alle haben in den letzten Jahren Heftschwerpunkte aus dem Bereich „Gender und Konflikt" publiziert.[2] Einführungs- und Überblicksbände integrieren Geschlechterperspektiven zumindest mittels einzelner Beiträge (vgl. Harders 2005; Wisotzki 2005; Sturm 2005). „Insgesamt gilt", so stellt Hanne-Margret Birkenbach fest: „Die Kategorie Geschlecht ist in der Friedens- und Konfliktforschung heute akzeptiert" (Birckenbach 2005, 80). Dies ist zwar zu begrüßen und kann als Erfolg der Bemühungen feministischer ForscherInnen gewertet werden, den Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung von der Relevanz der Kategorie Geschlecht zu überzeugen. Jedoch ist festzustellen, dass die Integration von Gender in empirischen Forschungsarbeiten häufig additiv und vornehmlich ohne Rückbezug auf feministische Theorieansätze erfolgt. Vielerorts herrscht – allen rhetorischen Verweisen auf die soziale Konstruktion von Geschlecht zum Trotz – implizit oder explizit ein essentialistisches Geschlechterverständnis vor.

Überblicksartikel zu Geschlechterperspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung befassen sich meist damit, die bisher erbrachten Erkenntnisse feministischer und gendersensibler Forschung zu Konflikt, Gewalt und Frieden darzustellen, ihren Mehrwert gegenüber dem Mainstream/Malestream herauszuarbeiten und damit Letztgenannten von der Notwendigkeit des systematischen Einbezugs der Kategorie Geschlecht zu überzeugen zu versuchen. In unserem Beitrag richten wir dagegen den Blick auf das theoretische und analytische Spannungsfeld zwischen feministischen und gendersensiblen Arbeiten der Friedens- und Konfliktforschung – in dem Bewusstsein, dass diese nach wie vor eine Nische innerhalb der Disziplin darstellen. Trotz des gemeinsamen Anspruchs, die vergeschlechtlichen Dynamiken und Impli-

kationen von Sicherheit, Krieg und Frieden analytisch sichtbar zu machen, bestehen innerhalb dieser Nische grundlegende Unterschiede hinsichtlich theoretischer Ausgangspunkte und empirischer Vorgehensweisen.
Ziel unseres Beitrags ist es, dieses Spannungsfeld aufzuzeigen. Dazu stellen wir idealtypisch feministische und gendersensible Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung gegenüber, die sich entlang von drei Kriterien unterscheiden lassen: dem Verhältnis von Theorie und Empirie, ihrer Position gegenüber dem Mainstream/Malestream sowie dem Wissenschaft-Praxis-Bezug. Herrschaftskritik stellt die zentrale erkenntnistheoretische Leitkategorie dar, die feministische und gendersensible Forschung differenziert.
Der Text ist wie folgt aufgebaut. Zunächst werden die in der bestehenden Literatur vorliegenden Unterscheidungen unterschiedlicher feministischer Perspektiven in der Friedens- und Konfliktforschung dargestellt, um darauf aufbauend unsere Differenzierung von feministischen und gendersensiblen Ansätzen zu begründen. Im Anschluss führen wir diese Unterscheidung entlang der drei genannten Aspekte – Verhältnis von Theorie und Empirie, Verhältnis zum Mainstream/Malestream, Wissenschaft-Praxis-Bezug – aus. Wie viel feministische Theorie braucht eine gendersensible Friedens- und Konfliktforschung? Abschließend diskutieren wir entlang dieser Frage, inwiefern und wie sich feministische und gendersensible Friedens- und Konfliktforschung begegnen können und sollten.

Feministische und Gender-Ansätze in der Friedens- und Konfliktforschung

Wenn die Entwicklung feministischer Forschung zu Sicherheit, Krieg und Frieden resümiert wird, geschieht dies in der Regel entlang einer Chronologie feministischer Debatten und Bewegungen, die Gleichheits-, Differenz- und postmoderne feministische Ansätze unterscheidet (vgl. Locher 2000; Wisotzki 2005). Frühe Beiträge zur Debatte waren einem egalitär-liberalen Feminismus zuzurechnen, der gleiche Rechte und gleiche Pflichten von Männern und Frauen betonte und etwa die Teilhabe von Frauen an sicherheits- und friedenspolitischen Entscheidungspositionen auf allen Ebenen und in allen Bereichen forderte. Radikalfeministische Positionen dagegen betonten Unterschiede zwischen Männern und Frauen, beschrieben Krieg als logische Folge einer gewaltgeprägten patriarchalischen Gesellschaftsordnung und unterstellten oftmals Frauen biologistisch hergeleitete Fähigkeiten als Friedensstifterinnen (vgl. Schmölzer 1996). Der zentrale Kritikpunkt an diesen Arbeiten besteht darin, dass sie von den binären und essentialistischen Kategorien „Mann“ und „Frau“ ausgehen und stereotype Geschlechterbilder nicht hinterfragen, sondern reproduzieren: Männer gelten als kriegerische, gewaltbereite Täter und Frauen erscheinen als friedliche, fürsorgende Opfer.
Demgegenüber berufen sich die meisten Arbeiten der 1990er und 2000er Jahre auf die soziale Konstruktion von Geschlecht und stellen Geschlechterrollen, -bilder, -stereotype und -verhältnisse in den Mittelpunkt ihrer Analysen. Unter den Schlagwörtern „Gender-Ansatz“ (Locher 2000), „sozialkonstruktivistischer Feminismus“

(Skjelsbaek 2001) und „postmoderner Feminismus“ (Goldstein 2001) werden mittlerweile eine Vielzahl von Arbeiten und Forschungsperspektiven subsumiert, deren Gemeinsamkeit darin besteht, dass sie auf die soziale Konstruktion von Geschlecht verweisen.[3] In der Darstellung feministischer Forschung zu Sicherheit, Krieg und Frieden wird bislang kaum systematisch zwischen diesen Richtungen unterschieden. Dies stellt insofern ein Defizit dar, als die theoretisch-begriffliche Unschärfe Missverständnissen sowohl innerhalb der feministischen Debatte als auch im Dialog zwischen feministischen, gendersensiblen und Mainstream-ForscherInnen Vorschub leistet und der Vielfalt feministischer Forschungsperspektiven nicht gerecht wird.
Simone Wisotzki reflektiert den feministischen Beitrag zur Debatte um den Friedensbegriff und stellt dabei primär radikalfeministische und Gender-Ansätze gegenüber. Auf den ersten Blick erscheint dies insofern verwirrend, als der Eindruck einer Polarisierung von Feminismus – gleichgesetzt mit radikalem Feminismus – und Gender entsteht. In der Ausdifferenzierung, die Wisotzki im weiteren Verlauf vornimmt, wird jedoch deutlich, dass es sich bei den „Gender-Ansätzen“ gleichermaßen um feministische Perspektiven handelt. Die Autorin differenziert postmoderne und sozialkonstruktivistische Ansätze, wobei sie den sozialkonstruktivistischen Ansatz als stärker pragmatisch auf die Gestaltung gesellschaftlicher und politischer Verhältnisse und Praxen ausgerichtet sieht als die postmodernen Arbeiten:

> „Während der postmoderne Ansatz auf der Ebene der Dekonstruktion geschlechterstereotyper Verhältnisse verharrt, trägt ein sozialkonstruktivistisch angeleiteter Feminismus dem emanzipativen Ziel in stärkerem Maße Rechnung, indem er Bedingungen für die Gestaltung einer geschlechtergerechten Gesellschaft benennt“ (Wisotzki 2005, 126).

Vom sozialkonstruktivistischen Mainstream, wie er etwa in der Disziplin der Internationalen Beziehungen vorherrscht, unterscheide sich die konstruktivistische Gender-Forschung insofern, als sie „die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die den Geschlechterverhältnissen inhärent sind“ (Wisotzki 2005, 127) explizit mitdenke und thematisiere.
Dies entspricht sicherlich der Intention der frühen sozialkonstruktivistisch inspirierten Gender-Ansätze.[4] In der Forschungspraxis jedoch ist zu beobachten, dass sich feministische und gendersensible Debatten in zwei gegenläufige Richtungen entwickelt haben. Einerseits neigt die stärker theoretisch orientierte sozialkonstruktivistische und postmoderne feministische Forschung dazu, die materielle Dimension zugunsten des Fokus auf Repräsentation, d.h. der Konzentration auf die diskursive Konstruktion von Geschlecht, zu vernachlässigen.[5] Die Analyse von Symbolen und Diskursen, in denen und durch die Geschlecht erst konstruiert wird, läuft häufig Gefahr, in der Nicht-Analyse des Materiellen zu resultieren, also faktische Strukturen sozialer Ungleichheit und Marginalisierung unberücksichtigt zu lassen – etwa die Tatsache, dass Frauen für die gleiche Arbeit immer noch schlechter bezahlt werden als Männer, dass Frauen in Deutschland (wie anderenorts) zwar mittlerweile die Mehrheit der Studierenden, aber immer noch eine Minderheit der ProfessorInnen stellen, dass Frauen der Zugang zu und die Kontrolle über Land vielfach systema-

tisch verwehrt wird usw. Chandra Mohanty hat das in der Forschungspraxis schwierige Verhältnis der Konstruktion von Geschlecht einerseits und der geschlechtlichen realen Subjekte andererseits mit den Begriffen „women" und „Woman" beschrieben:

> „The relationship between Woman – a cultural and ideological composite Other constructed through diverse representational discourse (scientific, literary, juridical, linguistic, cinematic, etc.) – and women – real, material subjects of their collective histories – is one of the central questions the practice of feminist scholarship seeks to address. This connection between women as historical subjects and the re-presentation of Woman produced by hegemonic discourses is not a relation of direct identity, or a relation of correspondence or simple implication" (Mohanty 1988, 62).

Andererseits hat sich infolge der Anerkennung von Geschlecht als sozialer Konstruktion eine von den empirischen Gegenständen Konflikt, Gewalt, Sicherheit und Frieden ausgehende Forschung entwickelt, die mit dem Problem der „Übersetzung" von Gender als Konstruktion in empirische Forschungsdesigns konfrontiert ist. Vielfach scheint dabei dem sozialkonstruktivistischen Anspruch mit dem Verweis auf die Anerkennung von Geschlecht als Konstruktion Genüge getan zu sein; in der eigentlichen Analyse wird dann doch mit den Kategorien „Mann/Männer" und „Frau/Frauen" gearbeitet, so dass letztlich auch dem konstruktivistischen Label häufig ein essentialistisches Geschlechterverständnis zugrunde liegt (etwa Connover/Sapiro 1993).

Der Blick auf die Macht- und Herrschaftsverhältnisse, die den Geschlechterverhältnissen innewohnen und die ihrerseits geschlechtlich strukturiert sind, sowie der praxeologische Anspruch, auf sie einzuwirken, stellen das erkenntnistheoretische Fundament feministischer Forschung dar. Birgit Locher und Elisabeth Prügl haben dies in der Formel zusammengefasst, Gender sei ein „code for power" (Locher/Prügl 2001, 116). Das emanzipative Erkenntnisinteresse und der herrschaftskritische Bezug zur politischen Praxis können als Fundament der Genderforschung gegenwärtig jedoch keine Allgemeingültigkeit beanspruchen. Längst nicht alle Arbeiten, die unter dem Dach der „Gender-Ansätze" in der Friedens- und Konfliktforschung gefasst werden, berufen sich explizit darauf. Mit dem Ziel, das Spannungsfeld innerhalb der Forschung zu Gender, Krieg und Frieden sichtbar zu machen, unterscheiden wir anhand ihrer erkenntnistheoretischen Ausgangspunkte idealtypisch zwischen feministischen und gendersensiblen Ansätzen, wobei ein emanzipatives Erkenntnisinteresse und der herrschaftskritische Anspruch die zentrale Leitkategorie darstellen. Im Folgenden diskutieren wir die Unterschiede zwischen feministischer und gendersensibler Friedens- und Konfliktforschung entlang von drei Kriterien: ihrem Theorie-Empirie-Verhältnis, ihrer Position gegenüber dem Mainstream/Malestream sowie ihrem Bezug zur politischen Praxis.

Verhältnis von Theorie und Empirie

In Bezug auf das Verhältnis von Theorie und Empirie unterscheiden sich feministische und gendersensible Ansätze idealtypisch insofern, als Erstere ihre Forschungsfragen

und methodischen Vorgehensweisen ausgehend von der (feministischen) Theorie formulieren, während für Letztere das empirische Problem den Ausgangspunkt der Analyse darstellt. Daran schließen sich unterschiedliche Perspektiven dahingehend an, was überhaupt als Empirie zu verstehen ist. Feministische Theorie als postpositivistische Forschungstradition nimmt meist die Konstruktion sozialer Realität durch die Akteure zum Gegenstand, woraus sich Schwerpunkte auf bestimmte, bevorzugt sprachbasierte methodische Vorgehensweisen ergeben (zur Anwendbarkeit von z.B. Konversationsanalyse für feministische Studien vgl. Kitzinger 2000). Gendersensible Arbeiten dagegen zweifeln selten die „faktische Existenz" sozialer Realität an, zu deren wissenschaftlicher Erfassung sie sich eines breiten Spektrums methodischer Verfahren bedienen, welches von unterschiedlichen Interviewformen bis hin zu statistischen Analysen reicht. Theorie dient dabei funktional zur Erklärung empirischer Probleme (etwa Connover/Sapiro 1993). Während feministischen Theorien eine fehlende Praktikabilität für empirische Analysen vorgeworfen werden kann, lassen sich gendersensible empirische Arbeiten ob eines verkürzten Rückgriffs auf feministische theoretische Konzepte kritisieren.

Die Schwierigkeit, feministische Theorie in gendersensible empirische Forschung zu übersetzen, lässt sich an der Forschung zu Männlichkeit in der Friedens- und Konfliktforschung verdeutlichen. Im Anschluss an die Forderung der konstruktivistischen Geschlechterforschung, im Zeichen von „Gender" den analytischen Fokus nicht nur auf Frauen, sondern auch auf Männer und insbesondere auf Männlichkeit und Weiblichkeit zu richten, sind in jüngerer Zeit empirische Arbeiten über Männlichkeit in Konfliktkontexten entstanden (etwa Barrett 1999; Cockburn/Zarkov 2002; Dolan 2002; Higate 2003; Streicher 2010). Die meisten von ihnen berufen sich theoretisch auf Raewyn (früher Robert) Connells Konzept der „hegemonialen Männlichkeit" (Connell 1987, 1995). Wichtig ist dabei die Unterscheidung zwischen Männlichkeit und „Männern". Obwohl der Begriff der hegemonialen Männlichkeit mit „Männern" verknüpft ist, bezieht er sich auf die soziale, mediale und diskursive Produktion eines Männlichkeitsideals, das aufgrund seiner scheinbaren „Natürlichkeit" weitgehend unhinterfragt bleibt und damit eine Hegemoniestellung im gramscianischen Sinn erlangt. Vielen Arbeiten zu hegemonialer Männlichkeit ist jedoch vorzuwerfen, das sie den relationalen Charakter der Konstruktion von Männlichkeit nicht berücksichtigen und Weiblichkeit analytisch außen vorlassen (für einen kritischen Überblick über die Forschung zur hegemonialen Männlichkeit während der letzten 20 Jahre siehe Connell/Messerschmidt 2005). Hegemoniale Männlichkeit in Connells Konzept geht jedoch immer mit „betonter Weiblichkeit" (emphasized femininity) einher, die sich auf die Konstruktion dessen bezieht, was als weibliches Ideal gilt, und eine Zustimmung zu und Einfügung in patriarchalische hegemoniale Strukturen und Erwartungen implizieren (vgl. Connell 1987, 183ff.).

Die Übersetzung des theoretischen Anspruchs von Geschlecht als konstruierte und in permanenten sozialen Aushandlungsprozessen begriffene relationale Kategorie gestaltet sich in quantitativen empirischen Arbeiten umso schwieriger. Seit Mitte

der 1990er Jahre hat sich ein Forschungszweig etabliert, der die Wahrscheinlichkeit für das Auftreten von Kriegen in Beziehung zu sozioökonomischen und politisch-institutionellen quantifizierbaren Indikatoren für Geschlechterungleichheit setzt. Diese Ansätze sind dahingehend zu begrüßen, dass sie von dem bis dato in quantitativen Studien vorherrschenden Fokus auf eine vermeintlich inhärente Friedfertigkeit von Frauen abrücken (Beispiel dafür sind etwa Shapiro/Mahajan 1986; Tessler et al. 1999; Wilcox et al. 1996) und durch ihre Verbindung von Geschlechtergleichheit und Frieden feministische Positionen aufnehmen (Clasen/Zwingel 2009, 131). Sie zeigen, dass Staaten mit größerer Geschlechtergleichheit weniger von Bürgerkriegen bedroht sind (Bussmann 2010), eher demokratische Mittel zur Lösung internationaler Konflikte bevorzugen (Caprioli 2000; Melander 2005a) und auch weniger dazu neigen, Menschenrechtsverletzungen innerhalb ihrer Gesellschaften zu perpetuieren (Melander 2005b). Diese Arbeiten stützen sich auf politische, makroökonomische und demographische Indikatoren wie z.B. das Jahr der Einführung des Frauenwahlrechts, den Anteil von Frauen im Parlament und an der Erwerbsbevölkerung, der Lebenserwartung und Bildung von Frauen und der Zahl der Kinder pro Frau. Andere Studien stellen eine Beziehung zwischen feministischen Einstellungen und der Befürwortung von friedlichen Mitteln zur Beilegung internationaler Konflikte her (Tessler/Warriner 1997).

Die genannten quantitativen Studien sind dahingehend zu kritisieren, dass sie trotz ihres feministischen Anspruchs eine tatsächliche Erklärung des Zusammenhangs zwischen Geschlechterungleichheit und Krieg schuldig bleiben (Clasen/Zwingel 2009).[6] Dies liegt zum einen darin begründet, dass sie die Ungleichheit der Geschlechter zwar voraussetzen, aber nicht auf ihre soziokulturell, politisch und historisch spezifische Konstruktionen und Kontexte eingehen und damit eine mögliche Herrschaftskritik nicht transparent machen. Zum anderen gehen diese Arbeiten nur bedingt auf die Grenzen ihrer Reichweite und die sich daraus ergebenden Einschränkungen ihrer Vergleichbarkeit und der Übertragung auf andere Kontexte ein. Trotzdem sind quantitative Arbeiten zur Erforschung der Zusammenhänge zwischen Geschlechtergleichheit und Frieden nicht per se zurückzuweisen. Um einem empanzipativ-feministischen Anspruch gerecht zu werden, müssten jedoch die Konstruktion und Kontextualisierung von Gender und eine kritische Selbstreflexion integriert werden.

Generell kann festgehalten werden, dass empirische Arbeiten, welche die Auswirkungen von Krieg, Post-Konflikt und Frieden oder die Rollen von Männern und Frauen in den jeweiligen Kontexten zum Gegenstand haben, notwendigerweise von der Annahme ausgehen müssen, dass Männer und Frauen als geschlechtliche, historisch-politische Subjekte bereits bestehen, bevor sie in soziale Beziehungen treten.

> „Only if we subscribe to this assumption is it possible to undertake analysis which looks at the ‚effects' of kinship structures, colonialism, organization of labour, etc., on women, who are defined in advance as a group. The crucial point that is forgotten is that women are produced through these very relations as well as being implicated in forming these relations" (Mohanty 1988, 68).

„Frauen" als historische Subjekte und „Frau" als diskursive Repräsentation beeinflussen sich aus Sicht der gendersensiblen Friedens- und Konfliktforschung zwar wechselseitig, bestehen aber grundsätzlich unabhängig voneinander. Erst so wird ihr Empirie geleitetes Vorgehen möglich. Eine feministische Perspektive, die ausgehend von der (feministischen) Theorie ihre Forschungsfragen formuliert, baut hingegen darauf auf, dass erst die Repräsentation „Frauen" und „Männer" konstituiert. Daraus ergibt sich in empirischen Arbeiten entsprechend ein Fokus auf Diskurse und Symboliken.
Mit Blick auf die Leitkategorie „Herrschaftskritik" ließe sich hier der Schluss ziehen, dass ausgehend von ihrem unterschiedlichen Theorie-Empirie-Verhältnis feministische und gendersensible Ansätze gleichermaßen emanzipatives Potenzial aufweisen: Schließlich hat Herrschaft ebenso eine symbolisch-diskursive wie materielle Dimension (feministisch-marxistische Ansätze würden Letztere sogar als viel bedeutsamer einstufen). Faktisch berufen sich gendersensible Arbeiten nicht auf Emanzipation und Herrschaftskritik als (primäres) Erkenntnisinteresse. Sie könnten es aber tun, wenn sie vom empirischen Problem geschlechtlicher Diskriminierung, geschlechtsspezifischer Gewalt etc. ausgehen (Zarkov 1997, 2001).

Verhältnis von Wissenschaft und Praxis

Am Verhältnis zur friedens- und sicherheitspolitischen Praxis wird das Spannungsfeld von feministischer und gendersensibler Friedens- und Konfliktforschung besonders deutlich. Es spannt sich auf zwischen der Forderung, komplexe feministische Theoriekonzepte „herunterzubrechen", um sie politisch-praktisch handhaben zu können, und der Kritik, dass durch die Übersetzung in konkrete Politik zentrale feministische Ansatzpunkte verloren gehen und politisch-praktische Ansätze damit zur Reproduktion der zweigeschlechtlichen Ordnung beitragen. Einig sind sich beide Forschungstraditionen, dass der Bezug zur politischen Praxis feministischer Wissenschaft inhärent sein muss. Was unter dem „Praxisbezug" jedoch zu verstehen ist, ist nicht eindeutig. Viele feministische Theoretikerinnen berufen sich auf ihr emanzipatorisches Erkenntnisinteresse, sind aber bezüglich der Formulierung konkreter Politikempfehlungen zurückhaltend. Gendersensible Arbeiten zielen dagegen (auch) auf die konkrete Veränderung politischer Konzepte und Praktiken ab. Ein typisches Beispiel ist etwa die Frage, ob Gender-Trainings für Angehörige von „Friedensmissionen" und ein höherer Frauenanteil unter deren Personal die Tätigkeit solcher Missionen verbessern und zur Reduzierung sexualisierter Gewalt durch ihre Mitglieder beitragen könnten (Mackay 2003), oder ob Verbesserungen für Frauen und Mädchen in Konfliktgebieten nur durch grundlegende Veränderungen in der Geschlechter- und Gesellschaftsordnung zu erreichen seien.
In der Literatur spiegelt sich das Wissenschaft-Praxis-Verhältnis auch dadurch markant wider, dass ein Teil der gendersensiblen Arbeiten in der Friedens- und Konfliktforschung im Auftrag von friedens- und entwicklungspolitischen Organisationen oder durch deren MitarbeiterInnen entsteht (etwa Mackay 2003; Mazurana 2002;

Schäfer 2009). Auch die personellen Überschneidungen zwischen gendersensibler Wissenschaft und Praxis sind groß. Dass feministische Wissenschaftlerinnen besonders häufig auch hauptberuflich im „praktischen" Bereich der Friedens- und Konfliktforschung tätig werden – beispielsweise in Entwicklungsagenturen oder Nichtregierungsorganisationen, als Trainerinnen und Beraterinnen – hat zwei Gründe. Erstens kommt dem Praxisbezug seit jeher ein zentraler Stellenwert in der feministischen Forschung zu: in ihrem Ursprung als Disziplin, die eng mit sozialen Bewegungen verschränkt ist, und in ihrem normativ-erkenntnistheoretischen Postulat der alltäglichen Lebenswelten von Frauen und Mädchen als Ausgangspunkt der Theoriebildung und empirischen Analyse. Zweitens werden feministische und gendersensible Wissenschaftlerinnen auch deshalb besonders häufig „in der Praxis" tätig, weil von den Hochschulen und Forschungsförderungsinstitutionen keine oder nur geringe Mittel für ihre Forschungsschwerpunkte zur Verfügung gestellt werden.
Insgesamt lässt sich daher feststellen, dass sich gendersensible WissenschaftlerInnen vermehrt um die Integration von Gender in die praktische Friedensarbeit bemühen. Dabei sehen sie sich jedoch häufig vor das Problem gestellt, das sozialkonstruktivistische und relationale Verständnis des Geschlechterbegriffs in die friedens- und sicherheitspolitische Praxis zu übersetzen, ohne sich dabei nur auf die essentialistischen Kategorien „Frau/Frauen" bzw. „Mann/Männer" zu berufen. Trotz der Schwierigkeit, dieses Spannungsfeldes zu überbrücken, muss sich die derzeitige (gendersensible) friedens- und sicherheitspolitische Praxis dem Vorwurf stellen, auf ein unzulässig verkürztes Verständnis von Gender zurückzugreifen, das sich immer noch ausschließlich auf die Kategorie „Frau" oder bestenfalls auf Männer und Frauen bezieht (vgl. Dittmer 2008 für eine Kritik des eindimensionalen Geschlechterbegriffs in zentralen EU-Dokumenten). Programme und Initiativen, die sich auf die punktuelle Verbesserung frauen- oder männerspezifischer Problemlagen beziehen, ohne dabei gezielt auf die strukturelle, diskursive, und symbolische Produktion von Geschlechterungleichheit einzugehen, können ihrem Nachhaltigkeitsanspruch allerdings nur schwer gerecht werden.
Aus diesem Grund besteht aus feministischer Sicht die Gefahr, durch die Beteiligung am Mainstream-Diskurs politischer Praxis durch NGOs, staatliche Institutionen und Internationale Organisationen ungewollt zur Stabilisierung von Herrschaft anstatt zu deren Kritik beizutragen. Ihre Referenzpunkte politischer Praxis – sofern vorhanden – sind deshalb eher soziale geschlechter- und friedenspolitischen Bewegungen. Ein grundsätzliches Paradoxon feministischer Theorie besteht darin, dass durch den emanzipativ-herrschaftskritischen Anspruch die Nähe zu sozialen Bewegungen und der Einsatz für marginalisierte Frauen zwar einerseits ein erkenntnistheoretisches Paradigma darstellt, ihr akademisch-elitärer Charakter diese Nähe andererseits aber erschwert. Chandra Mohanty, der hinsichtlich ihrer frühen Arbeiten eine Nähe zur postmodernen feministischen Theorie attestiert wird, distanzierte sich später explizit von dieser und vertritt die Position, eine postmoderne feministische Strömung, die akademisch-elitär ist, sei eher den Karrieren ihrer wissenschaftlichen Vertrete-

rinnen dienlich als einem emanzipativen feministischen Projekt (Fink/Ruppert 2009, 66; Mohanty 2003). Mohantys Kritik, die Konstruktion der Kategorie „Frauen aus der Dritten Welt" sei primär eine Selbst-Repräsentation derer, die über sie schreiben (überwiegend westliche urbane Mittelschichtsakademikerinnen,[7] die durch das Schreiben über die Dritte-Welt-Frau ein Selbst schaffen, das als fortschrittlich, gebildet, entscheidungsfrei und emanzipiert konstruiert wird) (Mohanty 1988, 65), besitzt auch für die feministische und gendersensible Friedens- und Konfliktforschung immer noch Aktualität – schließlich findet die große Mehrheit der gegenwärtigen bewaffneten Konflikte in der Dritten Welt statt. Die Anerkennung der Unmöglichkeit eines feministisches Sprechen für subalterne Frauen (vgl. Spivak 1988) resultiert für viele feministischen WissenschaftlerInnen in einer grundsätzlichen Zurückhaltung gegenüber jeglicher politisch-praktischer Artikulation – was wiederum nicht der Forderung nach einem emanzipativen Erkenntnisinteresse gerecht wird.
Die Herausforderung hinsichtlich des Wissenschaft-Praxis-Bezugs besteht also darin, den herrschaftskritischen Anspruch feministischer und gendersensibler Arbeit zu berücksichtigen, ohne sich dabei vom politischen Mainstream korrumpieren zu lassen oder sich in akademisch-elitären Sphären zu verlieren.

Verhältnis zum Mainstream: Wie dialogfähig kann, soll, muss feministische Friedens- und Konfliktforschung sein?

Feministische und gendersensible Ansätze zeichnen sich durch unterschiedliche Wichtigkeit aus, die dem Versuch beigemessen wird, den Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung von der Relevanz der Geschlechterperspektiven zu überzeugen. Während gendersensible Arbeiten den Anschluss an und die Auseinanderset-zung mit dem Mainstream/Malestream suchen, sind feministische Friedens- und KonfliktforscherInnen stärker an der Diskussion mit feministischen Wissenschaftlerinnen aus anderen Disziplinen und Forschungsfeldern orientiert. In der Wissenschaftspraxis führt dies dazu, dass oft wenig Auseinandersetzung zwischen feministischer und gendersensibler Friedens- und Konfliktforschung stattfindet, weil die Vertreterinnen beider Forschungsrichtungen etwa unterschiedliche Konferenzen besuchen und unterschiedliche Publikationsorgane lesen.
Eingangs haben wir festgestellt, Gender sei im Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung angekommen. Bedeutet die Verankerung von Gender in der Forschung über Sicherheit, Krieg und Frieden nun die Depolitisierung der Geschlechterfrage? Einerseits ist zu begrüßen, dass die unterschiedlichen Lebenswelten von Frauen und Männern in der Analyse von Ursachen, Verlauf und Folgen von Konflikten berücksichtigt werden. Andererseits zeigt sich jedoch, dass der Umgang mit der Kategorie Geschlecht durch den Mainstream/Malestream weitgehend losgelöst von den erkenntnistheoretischen und politischen Grundlagen feministischer Forschung erfolgt, andro-zentrische Grundannahmen und Theorien nicht revidiert werden und damit Gender als analytische Kategorie vom Mainstream noch lange nicht integriert wird (Peterson 2004).

Vor diesem Hintergrund hebt Wisotzki das emanzipative Potenzial des sozialkonstruktivistischen „Gender-Ansatzes" für den Mainstream der Friedens- und Konfliktforschung hervor, der – im Unterschied zur Zeit der Kritischen Friedensforschung – derzeit keinen gesellschaftskritischen Anspruch mehr formuliere. Der „Gender-Ansatz" beinhalte (anders als andere feministische Ansätze)[8] die Möglichkeit gesellschaftlicher Veränderung und habe das Potenzial, im Dialog mit dem Mainstream diesen dahingehend zu beeinflussen, wieder verstärkt herrschaftskritische Perspektiven einzunehmen. Die jüngsten Veröffentlichungen in den Publikationen des Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung, welche die Kategorie Geschlecht aufgreifen, weisen zwar eher darauf hin, dass derzeit der Mainstream/Malestream die Geschlechterforschung innerhalb der Disziplin beeinflusst als andersherum. Dieser gegenwärtige Trend stellt sich zum einen jedoch nicht als zwangsläufig und zum anderen nicht als absolut dar: Auch wenn der Mainstream/Malestream die gendersensible Friedens- und Konfliktforschung beeinflusst, schließt dies einen gleichzeitigen Einfluss in die umgekehrte Richtung nicht aus.
Aus feministischer Sicht mit Skepsis zu beobachten sind die Auswirkungen, welche die Integration der Kategorie Geschlecht in den Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung auf die Praxis des Wissenschaftsbetriebs haben. Durch das „Mainstreaming" von „Gender & Diversity" besteht die Gefahr, dass feministisch ausgerichtete Studiengänge im Bereich der Gender Studies als überflüssig oder nicht mehr zeitgemäß erscheinen. Dass alle Disziplinen und alle Teilbereiche Gender als „Querschnittskategorie" integrieren (sollen), fungiert als Argument gegen die Notwendigkeit der Einrichtung von Professuren für Geschlechterforschung. Die Etablierung eines Lehrstuhls für feministische Friedens- und Konfliktforschung erscheint in Deutschland derzeit undenkbar. Förderanträge explizit feministisch orientierter Forschungsprojekte konkurrieren mit Vorhaben aus dem Mainstream/Malestream, die Geschlecht mehr oder weniger zentral in ihr Forschungsdesign integrieren (müssen). Hinsichtlich des Wissenschaftsbetriebs besitzt das Postulat, Gender sei ein „code for power" (Locher/Prügl 2001, 116) unveränderte Gültigkeit – wobei Machtstrukturen eine zentrale materielle Dimension aufweisen, nämlich die Verteilung von Geldern (etwa der Forschungsförderung) und Posten (Arbeitsplätzen im wissenschaftlichen Betrieb und insbesondere Professuren). Aus feministischer Sicht ist Wissenschaft Spiegel gesellschaftlicher Machtstrukturen und trägt gleichzeitig zu deren Stabilisierung bei. Die Kritik am Wissenschaftsbetrieb und der Wissenschaftspraxis ist ein zentraler Bestandteil feministischer Herrschaftskritik, der bislang in der feministischen und gendersensiblen Friedens- und Konfliktforschung (noch) keinen adäquaten Platz einnimmt.

Wie viel feministische Theorie braucht eine gendersensible Friedens- und Konfliktforschung?

In diesem Beitrag haben wir argumentiert, dass sich feministische und gendersensible Ansätze in der Friedens- und Konfliktforschung durch den Stellenwert unter-

scheiden, den sie Herrschaftskritik und emanzipatorischem Erkenntnisinteresse beimessen. Wir haben drei Kriterien identifiziert, um feministische und gendersensible Perspektiven idealtypisch zu differenzieren. Erstens zeichnen sich gendersensible Arbeiten dadurch aus, dass empirische Probleme ihren Ausgangspunkt darstellen, wohingegen feministische AutorInnen die (feministische) Theorie ins Zentrum ihrer Analyse stellen. Feministische TheoretikerInnen sind zweitens oftmals zurückhaltend gegenüber der Formulierung konkreter Politikempfehlungen, um der Gefahr zu entgehen, zur Stabilisierung von Herrschaft beizutragen, anstatt sie zu kritisieren. Für die meisten gendersensiblen Ansätze ist dagegen der Versuch zentral, ihre wissenschaftlichen Erkenntnisse auch in konkrete politische Konzepte und Programme zu übersetzen. Drittens schließlich markiert das Verhältnis gegenüber dem Mainstream/Malestream der Friedens- und Konfliktforschung einen Unterschied zwischen feministischen und gendersensiblen Ansätzen. Während Letztere bemüht sind, den Mainstream/Malestream der Disziplin von der Relevanz der Integration von Gender zu überzeugen, ist für feministische AutorInnen der Anschluss an die feministische (Theorie-)Debatte von größerer Bedeutung.

Inwiefern ist es notwendig, dass Forschung zu Gender, Krieg und Frieden auf das herrschaftskritische feministische Fundament aufbaut? Gendersensible Forschung muss nicht notwendigerweise herrschaftskritische Ansprüche vertreten. Wenn sie dazu beiträgt, den theoretischen Anspruch der sozialen Konstruktion von Geschlecht in empirische Forschung zu übersetzen, bringt das die feministische und gendersensible Forschung gleichermaßen voran. Mit dem Ziel der Schärfung der Debatte – um Missverständnisse zu vermeiden und ein aneinander vorbei Reden zu verhindern – ist jedoch die Verwendung klarer Begriffe und die Offenlegung der jeweils eigenen Definitionen zentral. Wie wir zu zeigen versucht haben, ist das Spektrum dessen, was unter „Gender“ und „feministischen Ansätzen“ verstanden wird, breit und durch erkenntnistheoretische Unterschiede charakterisiert. Es gilt also explizit zu machen, ob wir feministische Forschung mit emanzipativ-herrschaftskritischem Anspruch betreiben wollen, gendersensible Forschung, die dem theoretischen Anspruch der sozialen Konstruktion von Geschlecht auch empirisch gerecht werden will, oder die Rollen und Lebenswirklichkeiten von „Männern“ und „Frauen“ im Zusammenhang mit Konflikt und Frieden erforschen.

Keinesfalls ist es notwendig, dass die Anerkennung der Unterschiede in der strikten Trennung von feministischen und gendersensiblen Ansätzen mündet. Feministische und gendersensible Perspektiven können sich in vielerlei Hinsicht begegnen. So lässt sich auf Forschungsfragen und -ergebnisse wechselseitig Bezug nehmen, ohne dass die jeweiligen (erkenntnis-)theoretischen und methodologischen Standpunkte deshalb aufgegeben werden müssen. Während gendersensible Arbeiten ihre Selbstreflexion sowie die Evaluation ihrer Ergebnisse im Hinblick auf Kontextualisierung und Herrschaftskritik unter Rückgriff auf feministische Perspektiven erweitern können, kann auch die Weiterentwicklung feministischer Theorie von den Ergebnissen gendersensibler Friedens- und Konfliktforschung profitieren und die eigenen An-

nahmen vor dem Hintergrund bestehender empirischer Forschungen kritisch auf den Prüfstand stellen.

Das Verhältnis feministischer und gendersensibler Friedens- und Konfliktforschung zueinander spielt eine zentrale Rolle auch mit Blick auf ihr Verhältnis gegenüber dem Mainstream/Malestream: Denn obwohl die Auseinandersetzung mit den unterschiedlichen Ansprüchen an Theorie, Empirie und Praxis zentral für das Selbstverständnis feministischer und gendersensibler Forschung und ihre Weiterentwicklung ist, sollte eine mögliche Tendenz zur Lagerbildung nicht dazu führen, dass die politische Auseinandersetzung (nur) innerhalb der feministischen und gendersensiblen Forschung anstatt mit dem wissenschaftlichen und politischen Mainstream/Malestream geführt wird. Simone Wisotzki sieht im Dialog zwischen dem Mainstream/Malestream und den feministischen Ansätzen in der Friedens- und Konfliktforschung die Chance, den emanzipativ-kritischen Anspruch, dem sich die Kritische Friedensforschung verpflichtet fühlte, über die Geschlechterperspektive wieder stärker in der Forschung über Krieg, Sicherheit und Frieden zu verankern (Wisotzki 2005, 127). Damit dies gelingen kann, muss sich die Geschlechterperspektive in der Friedens- und Konfliktforschung jedoch selbst wieder explizit auf ihr herrschaftskritisches feministisches Fundament beziehen – anderenfalls besteht die Gefahr, dass der Dialog zwar gelingt und Gender „mainstreamfähig" wird, das vermeintliche „Gelingen" jedoch auf Kosten des emanzipativen Anspruchs und damit des erkenntnistheoretischen Kerns feministischer Forschung erfolgt. Die Weiterentwicklung von Geschlecht als analytischer Kategorie in der theoretischen und empirischen Forschung ist zwar aus feministischer Sicht zu begrüßen – jedoch nur so lange, wie sie Geschlecht als politischen (Kampf-)Begriff nicht verdrängt.

Anmerkungen

1 Die Unterscheidung von Mainstream und Malestream verweist darauf, dass auch theoretische Ansätze, die sich explizit vom Mainstream einer Disziplin abgrenzen, Geschlecht meist ausblenden (Reimann 2001, 40, Fn. 15).

2 Etwa der Beitrag von Sarah Clasen und Susanne Zwingel in der Politischen Vierteljahresschrift (Clasen/Zwingel 2009) und die Ausgabe 1/2010 der Zeitschrift *Sicherheit + Frieden* mit dem Schwerpunkt „Gender und Sicherheit".

3 Die Unterscheidung von biologischem und sozialem Geschlecht („*sex*" vs. „*gender*") ist auch in der gendersensiblen und feministischen Friedens- und Konfliktforschung weit verbreitet, stellt aber keinen Konsens dar. Insbesondere postmoderne feministische Ansätze zweifeln an der Existenz eines „biologischen Geschlechts", das jenseits seiner sozialen Bedeutung bestehe bzw. von dieser unabhängig sei (vgl. Butler 1993).

4 Zu Schnittstellen und Differenzen von Feminismus und Sozialkonstruktivismus vgl. Locher/Prügl 2001.

5 Diese Kernfrage des Verhältnisses von Repräsentation und Materie beschränkt sich nicht auf die feministische Theorie, sondern stellt sich in allen postmodernen und poststrukturalistischen Theorieansätzen gleichermaßen, insbesondere in jenen, in deren Wissenschaftsverständnis Herrschaftskritik und Emanzipation zentrale Bedeutung zukommt (vgl. die materialistische Kritik an postkolonialen Theorieansätzen, etwa Dirlik 1994).

6 Sarah Clasen und Susanne Zwingel (2009) entwickeln aus ihrer Kritik an quantitativen Studien zum Zusammenhang zwischen Geschlechtergleichheit und Friedensfähigkeit einen erweiterten Gewaltbegriff

und schlagen vor, die Interaktion von Geschlecht und anderen sozialen Ungleichheitskategorien durch das Konzept der Intersektionalität in die Analyse von Gewalteskalationen mit einzubeziehen.

7 Dabei richtet sich der Vorwurf nicht nur an Weiße westliche WissenschaftlerInnen, die im Sinne einer vermeintlichen „globalen Schwesternschaft" für Frauen in der Dritten Welt meinen sprechen zu können. Ebenso wenig sind „Frauen in der Dritten Welt" eine homogene Kategorie. Mohanty weist bereits frühzeitig darauf hin, dass Frauen aus urbanen Mittelschichten in Afrika und Asien, die über Frauen aus der ländlichen und Arbeiterklasse schreiben, ebenso ihre eigenen Mittelschichtskultur als Norm annehmen und damit Arbeiter- und bäuerliche Frauen als „Andere" kodifizieren (Mohanty 1988, 62).

8 Wisotzki kritisiert die postmoderne feministische Perspektive dafür, passiv auf der Ebene der Dekonstruktion zu verharren, anstatt sich aktiv der Frage nach den Möglichkeiten gesellschaftlicher Alternativen zu widmen. Dass sich postmoderne feministische Theorie und politischer Aktivismus jedoch nicht ausschließen, sondern vielmehr gegenseitig befruchten können, zeigt etwa das Beispiel der „AG Gender Killer" (www.gender-killer.de).

Literatur

Barrett, Frank, 1999: Die Konstruktion hegemonialer Männlichkeit in Organisationen: Das Beispiel der US-Marine. In: Eifler, Christine/Seifert, Ruth (Hg.): Soziale Konstruktion – Militär und Geschlechterverhältnis. Münster, 71-91.

Birckenbach, Hanne-Margret, 2005: Die politik- und sozialwissenschaftliche Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung. Anfänge – Erfolge – Perspektiven. In: Davy, Jennifer A./Hagemann, Karen/Kätzel, Ute (Hg.): Frieden – Gewalt – Geschlecht. Friedens- und Konfliktforschung als Geschlechterforschung. Essen, 73-95.

Bussmann, Margit, 2010: Political and Socio-Economic Aspects of Gender Equality and the Onset of Civil War. In: Security and Peace. 28 (1), 6-12.

Butler, Judith, 1993: Bodies That Matter: On the Discursive Limits of Sex. New York.

Caprioli, Mary, 2000: Gendered Conflict. In: Journal of Peace Research. 37 (1), 51-68.

Clasen, Sarah/**Zwingel**, Susanne, 2009: Geschlechterverhältnisse und Gewalteskalation. In: Bussmann, Margit/Hasenclever, Andreas/Schneider, Gerald (Hg.): Identität, Institutionen und Ökonomie. Ursachen innenpolitischer Gewalt. PVS Sonderheft 43. Wiesbaden, 128-149.

Cockburn, Cynthia/**Zarkov**, Dubravka (Hg.) 2002: The Postwar Moment, Militaries, Masculinities and International Peacekeeping. Bosnia and the Netherlands. London.

Connell, Raewyn/**Messerschmidt**, James, 2005: Hegemonic Masculinity – Rethinking the Concept". In: Gender & Society. 19 (6), 829-859.

Connell, Raewyn W., 1987: Gender and Power. Sydney.

Connell, Raewyn W., 1995: Masculinities. Cambridge.

Connover, Pamela/**Sapiro**, Virginia, 1993: Gender, Feminist Consciosness, and War. In: American Journal of Political Science. 37 (4), 1079-1099.

Dirlik, Arif, 1994: The Postcolonial Aura: Third World Criticism in the Age of Global Capitalism. In: Critical Inquiry. 20 (2), 328-356.

Dittmer, Cordula, 2008: Gender Mainstreaming in der Europäischen Friedens- und Sicherheitspolitik – Resolutionen, Berichte, Konzepte. In: Gunda-Werner-Institut (Hg.): Hoffnungsträger 1325: Resolution für eine geschlechtergerechte Friedens- und Sicherheitspolitik in Europa. Königsstein/Taunus, 52-65.

Dolan, Chris, 2002: Collapsing Masculinities and Weak States – a Case Study of Northern Uganda. In: Cleaver, Frances (Hg.): Masculinities Matter! Men, Gender and Development. London, 57-83.

Engels, Bettina, 2008: Gender und Konflikt. Die Kategorie Geschlecht in der Friedens- und Konfliktforschung. Saarbrücken.

Fink, Elisabeth/**Ruppert**, Uta, 2009: Postkoloniale Differenzen über transnationale Feminismen. Eine Debatte zu den transnationalen Perspektiven von Chandra T. Mohanty und Gayatri C. Spivak. In: Femina Politica. 18 (2), 64-74.

Goldstein, Joshua, 2001: War and Gender. How Gender Shapes the War System and Vice Versa. Cambridge/New York.

Harders, Cilja, 2005: Geschlecht und Gewaltminderung: Konfliktbearbeitung durch Veränderung von Machtverhältnissen. In: Sahm, Astrid/Jahn, Egbert/Fischer, Sabine (Hg.): Die Zukunft des Friedens weiterdenken – Perspektiven der Friedens- und Konfliktforschung, Wiesbaden. 495-518.

Higate, Paul (Hg.) 2003: Military Masculinities. Westport, Conn.

Imbusch, Peter/**Zoll**, Ralf (Hg.), 2005: Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden.

Jahn, Egbert/**Fischer**, Sabine/**Sahm**, Astrid (Hg.), 2005: Die Zukunft des Friedens, Bd. 2. Die Friedens- und Konfliktforschung aus Perspektive der jüngeren Generation. Wiesbaden.

Kitzinger, Celia, 2000: Doing Feminist Conversation Analysis. In: Feminism & Psychology. 10 (2), 163-193.

Locher, Birgit, 2000: Internationale Beziehungen aus der Geschlechterperspektive. In: Braun, Kathrin/Fuchs, Gesine/Lemke, Christiane/Töns, Katrin (Hg.): Feministische Perspektiven der Politikwissenschaft. München, Wien, 332-367.

Locher, Birgit/**Prügl**, Elisabeth, 2001: Feminism and Constructivism: Worlds Apart or Sharing the Middle Ground? In: International Studies Quarterly. 45 (1), 111-129.

Mackay, Angela, 2003: Training the Uniforms: Gender and Peacekeeping Operations. In: Development in Practice. 13 (2/3), 217-223.

Mazurana, Dyan, 2002: International Peacekeeping Operations: to Neglect Gender is to Risk Peacekeeping Failure. In: Cockburn, Cynthia/Zarkov, Dubravka (Hg.): The Postwar Moment. Militaries, Masculinities and International Peacekeeping. Bosnia and the Netherlands. London, 41-50.

Melander, Erik, 2005a: Gender Equality and Intrastate Armed Conflict". In: International Studies Quarterly. 49 (4), 695-714.

Melander, Erik, 2005b: Political Gender Equality and State Human Rights Abuse. In: Journal of Peace Research. 42 (2), 149-155.

Mohanty, Chandra, 1988: Under Western Eyes: Feminist Scholarship and Colonial Discourses. In: Feminist Review. 30, 61-88.

Mohanty, Chandra T., 2003: Feminism Without Borders: Decolonizing Theory, Practicing Solidarity. Durham u.a.

Peterson, Spike, 2004: Feminist Theories Within, Invisible to, and Beyond IR. In: Brown Journal of World Affairs. X (2), 35-46.

Reimann, Cordula, 2001: Engendering the Field of Conflict Management: Why Gender Does Not Matter! Thoughts from a Theoretical Perspective. Peace Studies Papers, Working paper 2. Bradford.

Schäfer, Rita, 2009: Männlichkeit und Bürgerkriege in Afrika – Neue Ansätze zur Überwindung sexueller Kriegsgewalt. GTZ issue brief. Eschborn.

Schmölzer, Hilde, 1996: Der Krieg ist männlich. Ist der Friede weiblich? Wien.

Shapiro, Robert Y./**Mahajan**, Harpree, 1986: Gender Differences in Policy Preferences: A Summary of Trends from the 1960s to the 1980s. In: Public Opinion Quarterly. 50 (1), 42-61.

Skjelsbaek, Inger, 2001: Sexual Violence and War: Mapping out a Complex Relationship. In: European Journal of International Relations. 7 (2), 211-237.

Spivak, Gayatri Chakravorty, 1988: Can the Subaltern Speak?. In: Nelson, Cary/Grossberg, Lawrence (Hg.): Marxism and the Interpretation of Culture. Urbana, 271-313.

Streicher, Ruth, 2010: Hegemoniale Deutungsmuster und ernste Spiele: Zur Konstruktion von Männlichkeit und Gewalt am Beispiel einer Gang in Osttimor. In: Peripherie. 30 (118/119), 264-282.

Sturm, Gabriele, 2005: Das gesellschaftliche Geschlechterverhältnis als Konfliktfeld. In: Imbusch, Peter/Zoll, Ralf (Hg.): Friedens- und Konfliktforschung. Eine Einführung. Wiesbaden, 406-440.

Tessler, Mark/**Warriner**, Ina, 1997: Gender, Feminism, and Attitudes Toward International Conflict: Exploring Relationships with Survey Data from the Middle East". In: World Politics. 49 (2), 250-281.

Tessler, Mark/**Nachtwey**, Jodi/**Grant**, Audra, 1999: Further Tests of the Women and Peace Hypothesis: Evidence from Cross-National Survey Research in the Middle East. In: International Studies Quarterly. 43 (3), 519-531.

Wilcox, Clyde/**Hewitt**, Lara/**Allsop**, Dee, 1996: The Gender Gap in Attitudes Toward the Gulf War: A Cross-National Perspective. In: Journal of Peace Research. 33 (1), 67-82.

Wisotzki, Simone, 2005: Gender und Frieden. Geschlechterperspektiven für die Friedens- und Konfliktforschung. In: Jahn, Egbert/Fischer, Sabine/Sahm, Astrid (Hg.): Die Zukunft des Friedens, Bd. 2. Die Friedens- und Konfliktforschung aus Perspektive der jüngeren Generation. Opladen, 111-130.

Zarkov, Dubravka, 1997: War Rapes Bosnia: On Masculinity, Femininity and the Power of Rape Victim Identity. In: Tijdschrift voor Criminologie. 39 (2), 140-151.

Zarkov, Dubravka, 2001: The Body of the Other Man: Sexual Violence and the Construction of Masculinity, Sexuality and Ethnicity in the Croatian Media. In: Moser, Caroline O.N./Clark, Fiona C. (Hg.): Victims, Perpetrators or Actors? Gender, Armed Conflict and Political Violence. London/New York, 69-82.

Männer, Männlichkeit und Konflikt: Eine kritische Reflektion des Forschungsstandes und ein Plädoyer für konzeptionelle Öffnungen

RUTH STREICHER*

Einführung

„Gemeinsam für Wandel – Männer, Männlichkeiten und Friedensaufbau" lautet der Titel einer Publikation des Women Peacemakers Program im Mai 2010 (Vries/Geuskens 2010). Im Vorwort begründen die Herausgeberinnen die ungewöhnliche Themenwahl mit einer politischen Notwendigkeit, gewachsen aus der Erfahrung mit der zehnjährigen praktischen Arbeit zur UN-Resolution 1325.[1] Deren vollständige Implementierung scheitere immer noch an den Widerständen derjenigen, die die Entscheidungen über Krieg und Frieden treffen. Männer sollten deswegen als politische Verbündete im Kampf gegen Geschlechterdiskriminierung in Konfliktkontexten gewonnen werden. Schließlich seien Männer selbst nicht nur Täter, sondern auch